

Vom Wesen der Hoffnung

Von Dr. John Hennig, Basel

Ein Missionar berichtete kürzlich, er habe auf einer Südseeinsel einen Stamm angetroffen, der kein Wort für „Hoffnung“ hatte. Um diesen Begriff wiederzugeben, wählte der Missionar das Wort, mit dem jener Stamm „Horizont“ bezeichnet. War diese Wahl von dem Wissen mitbestimmt, daß das lateinische sperare mit unserem „sperren“ verwandt ist und auf dieselbe Wurzel zurückgeht wie spatiū? Auch unser Wort „hoffen“ ist eine Umschreibung, nämlich durch das Wort „hüpfen“. Die Verwandtschaft der englischen Verben hope und hop erinnert noch daran, daß diese Umschreibung im Angelsächsischen aufkam. Erst im zwölften Jahrhundert wurde das Wort „hoffen“ im Oberdeutschen üblich, wo es dann das Wort „gedingen“ verdrängte. Das Wort „hoffen“ ist aber dadurch nahezu einzigartig, daß es von seinem Ursprung her spezifisch freudige Erwartung bezeichnet oder, wie Grimms Wörterbuch sagt, die Erwartung von etwas Förderlichem.

Die Scholastik hat die Hoffnung definiert als „Bewegung der Begierde nach einem zukünftigen Gut, das zwar schwer zu erreichen, aber immerhin doch erreichbar ist“. Dabei wird Hoffnung von Freude dadurch abgegrenzt, daß sich erstere auf Zukünftiges, letztere auf Gegenwärtiges bezieht. Die theologischen Traktate von der Hoffnung halten sich naturgemäß nicht lange bei den allgemeinen Grundlagen auf. Ihr Gegenstand ist die Hoffnung als eine der drei theologischen Tugenden, wobei stets die Behandlung von Glaube und Liebe breiter ausfällt als die von Hoffnung. Die Philosophie andererseits hat die Hoffnung kaum als möglichen Gegenstand erfaßt, z. B. als Weise, in der der Mensch, um mit Heidegger zu sprechen, sich zeitigt und entwirft, wie die scholastische Definition andeutet. Die von Benedikt XII. 1336 in einer Konstitution niedergelegte Abgrenzung zwischen Hoffnung und visio intuitiva müßte erkenntnistheoretisch gewürdigt werden.

Die Glaubenslehre trägt noch in anderen Hinsichten zu einer Phänomenologie der Hoffnung bei. Eine bisher kaum recht gesehene Grundtatsache unseres Zeitbewußtseins ist, daß wir Vergangenheit primär erinnern und erst sekundär in Dankbarkeit und Reue auf uns beziehen. Daß der Christ den Bereich revelanter Vergangenheit in Reue erweitert, ist bezeichnenderweise allgemeiner bewußt, als daß er ihn auch in Dankbarkeit erweitert. Commemoratio ist in der Liturgie dankbarkeitsbetont. Wir gedenken derer, „die uns mit dem Zeichen des Glaubens vorausgegangen sind“, und in einer bestimmten Gattung liturgischer Gebete erinnern wir Gott an die Wohltaten, die er früheren Generationen erwiesen. — Andererseits stehen wir der Zukunft primär in Furcht und Hoffnung und erst sekundär in neutraler Erwartung gegenüber. In der Sprache des Glaubens ist exspectatio wesentlich betroffene Erwartung. Der Ausdruck „Erwartung zukünftiger Dinge“ findet sich in dem Gebet, das in der Osternacht nach der Lesung von Ezechiels Vision der Auferstehung der Toten gesprochen wurde, sowie in der Segnung eines Friedhofs. Der triumphierende Zug dieser Erwartung kommt in den Schlußworten des Credo zum Ausdruck. Das alte, heute noch in Spanien begangene Verkündigung-

fest am 17. Dezember trägt den Namen Exspectatio partus (der Geburt); selbst in unserem traurigen Zeitalter wird ja Schwangerschaft, wenn auch oft gedankenlos, noch mit dem Ausdruck „in Hoffnung sein“ bezeichnet.

Daß für unser Zukunftsbewußtsein die Hoffnung der bloßen Erwartung gegenüber primär ist, rechtfertigt ihre Stellung neben Glaube und Liebe als Grundtugend, fordert auf zu philosophischer Durchdringung dieser Weise des Zeit-habens und gibt der optimistischen Grundbedeutung des Wortes „Hoffen“ eine eigentümliche Wichtigkeit. Die Erfassung dieser Bedeutung des Begriffs „Hoffnung“ ist heute notwendiger als je. Es ist jetzt nicht so sehr der Mangel an Glauben oder an Liebe, der die Menschen von Kirche, Christentum und Religion entfernt, als der Mangel an Hoffnung. Zum ersten Male ist eine Philosophie auf dem Begriff der Angst, ja sogar der Hoffnungslosigkeit aufgebaut worden. Betrachtet man den Film als einen spezifischen Beitrag unserer Zeit zur Kunst, so ist offensichtlich, daß das künstlerisch Wertvollste Darstellung der Hoffnungslosigkeit ist.

In den offiziellen Verlautbarungen der Kirche (wie wir sie in Denzingers Sammlung besitzen) werden Glaube und Liebe dreißig mal so oft genannt wie Hoffnung. Nur einmal hat sich die Kirche mit einer ausdrücklich von Hoffnung handelnden Irrlehre zu befassen gehabt: Einer der 1713 verurteilten Sätze Quesnels war: „Dem Sünder fehlt es an allem, wenn es ihm an Hoffnung fehlt.“ Quesnels Irrtum, Hoffnung sei die Grundlage des Heils, beruht auf dem Mißverständnis der Stellen, in denen die apostolischen Briefe die beiden anderen theologischen Tugenden auf die Hoffnung beziehen: „Glaube ist das feste Vertrauen auf das, was man erhofft“ (Hebr 11, 1), „die Hoffnung trügt nicht, denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen“ (Röm 5, 5). Ebenso wie der Hebräerbrief vom Glauben, sagt der Römerbrief (8, 24) vom Hoffen, daß es sich auf etwas bezieht, was man nicht sieht, wobei im Sinne der scholastischen Definition aber hinzuzufügen wäre: „was aber letzten Endes zu sehen ist“.

Die apostolischen Briefe sprechen von der Hoffnung als der Erwartung von etwas Förderlichem und als von etwas im allgemeinen menschlichen Erfahrungsbereich Liegenden. In der Bibel kommt das Wort „Hoffnung“ nur halb so oft vor als das Wort „Glauben“; die Hälfte dieser Stellen findet sich in den Psalmen. Außerhalb des Psalters und des Buches Ecclesiasticus spricht das Alte Testament vorwiegend von der Hoffnung auf weltliche Dinge, so wie ja auch Paulus auf ein Wiedersehen mit den Brüdern, auf gute Heimkehr u. dgl. „hofft“.

In der Liturgie gibt es besondere Gebete um Glauben(serbreitung), Liebe, Geduld, Demut und Enthaltsamkeit, aber keines um Hoffnung. Trotzdem kann gerade heute eine christliche Lehre von der Hoffnung mit Nutzen von der Liturgie ausgehen. Während die Liturgie vom Glauben und, mit wenigen Ausnahmen, auch von der Liebe nur im Bezug auf Gott spricht, bezieht sie die Hoffnung oft auf weltliche Dinge. Von der Welt handelt die Liturgie vor allem im Rituale, dem Buche, das den Sakramenten und Sakramentalien gewidmet ist, die den Menschen durchs Leben begleiten. Im Rituale wird keine Tugend häufiger genannt als die Hoffnung.

Am Beginn seines Lebens empfängt der Christ das Salz der Weisheit, auf daß er „in Hoffnung fröhlich sein möge“; man möchte hier fast den Ursprung der Um-

schreibung von „hoffen“ durch „ hüpfen“ sehen. Die scheidende Seele wird entlassen mit dem Wunsche, daß Gott sie „zu großer Hoffnung aufrichten“ und ihr „die Stätte des erhofften Heils gewähren möge“. Das Gebet des Apostolischen Segens in articulo mortis beruft sich darauf, daß Gott „keinen untergehen läßt, der auf Ihn hofft“, wenn es den Gesegneten Gott empfiehlt „um seiner christlichen Hoffnung willen“.

Der Vers: „Rette, Herr, Deine Diener, die auf Dich hoffen“ (Ps 85, 2) wird einerseits da verwandt, wo die Liturgie sich mit dem leiblichen Leben befaßt, z. B. in den Ordnungen für die Sakramente der Ehe und der Letzten Ülung und in den Segnungen von Reisenden und Kranken (einschließlich der dem siebzehnten Jahrhundert entstammenden Segnung der Gebärenden). Andererseits wird dieser Vers in vielen Segnungen verwandt, die von besonderer Bedeutung für das öffentliche Leben sind, von den frühmittelalterlichen Segnungen des Volkes und der Felder gegen Überschwemmung und Krieg, sowie der Einsegnung eines Königs, über die Glockenweihe und das Vierzigstündige Gebet bis zu den modernen Segnungen von Eisenbahnen, Feuerlöschmaschine und Flugzeug. Die Segnungen der Reisenden und Kranken gehören zu den ältesten Segnungen der Kirche. Die Verwendung dieses Verses von der Hoffnung legt also einen Querschnitt durch fast zwei Jahrtausende christlichen Gebets. Zieht man den Ursprung dieser Worte im Psalter in Betracht, so haben wir hier eine Tradition, an der schon ihrer Länge wegen eine Lehre der Hoffnung nicht vorübergehen sollte.

Die immer neue Verwendung dieses Psalmenverses muß im Lichte der Erwähnungen der Hoffnung in den liturgischen Eigentexten betrachtet werden. Wenn das Hauptgebet der Feldersegnung um „die Fülle des Segens, worauf wir hoffen“, bittet, so beruft es sich darauf, daß Gott verheißen hat, der Beschützer derer zu sein, die auf Ihn hoffen. In den Segnungen der Feuerlöschmaschine und des Flugzeuges werden die Gläubigen „die auf Gott hoffen“ genannt. Wie die Feldersegnung eine reiche Ernte erfrebt, so hoffen diese Segnungen, daß die Maschinen ihren Zweck im Rahmen der göttlichen Ordnung erfüllen werden.

Ohne Schwierigkeit bezieht die Kirche solches natürliche Hoffen auf das übernatürliche. In der „Segnung der in Feldern und Weingärten errichteten Kreuze“ werden die Gläubigen „die da hoffen auf die Kraft des Heiligen Kreuzes Christi“ genannt, während die ihrer öffentlichen Bedeutung wegen besonders feierliche Segnung eines Kreuzes sagt: „Möge dieses Kreuz eine Stütze der Hoffnung sein, ein festes Zutrauen in Hoffnung. Möge es das Volk in Hoffnung und Frieden vereinigen“. Es liegt in der Natur der Liebe, daß sie eint. „Im Glauben geeint“ ist uns eine geläufige Rede. Die Hoffnung aber scheint eher zu trennen; ein jeder hofft doch auf das, was ihm, womöglich auf Kosten eines anderen, nützt. Die Liturgie aber beruft sich gerade bei Gemeinschaftsanlässen auf die Hoffnung.

Sie bietet aber auch das Gegengewicht gegen eine mögliche Übertriebung der Gemeinschaftsidee. Die Hoffnung wird in zahlreichen Segnungen von Sakramentalien, insbesondere der verschiedenen Skapuliere, genannt. In diesen Segnungen wird der Vers Ps 85, 2 in erster Linie in der Einzahl gebraucht. Besonders eindringlich wird von der individualen Hoffnung in den Exorzismen gesprochen: „Stärke das Vertrauen Deines Dieners im tapferen Kampf gegen den bösen Dra-

chen, daß dieser den nicht verachte, der auf Dich hofft“ — ein Gebet, das jeden wirklichen Seelenarzt mit Ehrfurcht erfüllen muß.

Selbst in der Messe ist die Beziehung der Hoffnung auf das natürliche Leben deutlich. Am Beginn des Kanons wird gebetet „um die Hoffnung auf Heil und Wohlfahrt“ und am Ende des Kanons „für die, die auf die Fülle der göttlichen Erbarmungen hoffen“. Eins der Vorbereitungsgebete der Messe sind die Worte des 32. Psalms: „denn wir haben auf Dich gehofft“; dieser Vers wurde in der gallikanischen Liturgie am Beginn und Ende des Mittelteils des Kanons gesagt. Das dem hl. Bonaventura zugeschriebene Dankgebet nach der Messe nennt Gott „stets meine alleinige Hoffnung“. Von der Hoffnung ist die Rede im Bezug auf die Reisenden (Postcommunio der Votivmesse), auf die Kranken (Litanei vom hl. Josef) und auf Kriegszeiten (Kirchengebet und Prozessionsordnung).

Am häufigsten wird die Hoffnung in den Gebeten für die Toten erwähnt. Edmund Bishop, der große englische Liturgieforscher, hat ergreifend über den Hintergrund der Worte „er hat gehofft und geglaubt“ in den Kirchengebeten der Totenmessen (und in der Postcommunio für einen verstorbenen Bischof) geschrieben. In der Sequenz für Allerseelen heißt es, daß wir „in der Hoffnung leben“ und daß Gott uns „Hoffnung gegeben“. Die Präfation, eine der jüngsten Präfationen, die in der Totenmesse, an sich einer der ältesten Schichten der Liturgie, besonders merkwürdig ist, sagt, daß „in Christus die Hoffnung auf Auferstehung aufleuchtet, so daß die, die die Gewißheit des Sterbenmüssens bedrückt, durch das Versprechen der künftigen Unsterblichkeit getröstet werden“. Versprechen ist ebenso wie Hoffnung Entwerfen auf etwas Förderliches hin. Unser Tod ist so gewiß wie sonst nur Vergangenes oder Gegenwärtiges. Hoffnung und Versprechen können aber innerlich so stark sein wie diese Gewißheit aller Gewißheiten. Der Optimismus der Hoffnung liegt nicht in ihren Inhalten sondern in ihrem Wesen: Der Glaube kann Berge versetzen, die Hoffnung versetzt den Tod.

Die Wirklichkeit und Würde der Hoffnung beruht auf ihrer in der Liturgie so klar ausgesprochenen Stellung am Übergang von Natur zu Übernatur. Darum kommt ihr besondere Bedeutung in der Betrachtung des Gottmenschen zu, die sich in der Verehrung des Herzens Jesu kristallisiert hat. In einzigartiger Weise verschränkt die Litanei die Anrufung des Herzens Jesu als „Heil“ derer, die auf Dich hoffen“ mit der nachfolgenden Anrufung „Hoffnung derer, die in Dir sterben“. In der Betrachtung des Leidens und Sterbens Christi hat daher die Hoffnung eine doppelte Bedeutung. Am Samstag vor dem dritten Fastensonntag verläßt sich das Schlußgebet „gänzlich auf die Hoffnung auf die himmlische Gnade“. Am Karfreitag spricht der Hymnus *Uexilla Regis* und in der Osternacht das alte Gebet nach der letzten Prophetenlesung von unserer „einzigem Hoffnung“.

Am Samstag vor Passionssonntag klingt die Messe in dem Gebet aus: „Gott, Du willst Dich derer, die auf Dich hoffen, eher erbarmen als ihnen zürnen; gib, daß wir das Böse, das wir getan, gebührend beweinen, so daß wir die Gnade Deines Trostes zu finden verdienen“. Betroffenheit durch die Vergangenheit in Reue wird hier in Parallele gestellt mit Betroffenheit durch die Zukunft in Hoffnung. — Die Gebete der Palmensegnung können als eine Quelle der scholastischen Definition der Hoffnung betrachtet werden. „Im Tode Deines Sohnes hast Du uns gegeben,

auf das zu hoffen, was wir glauben. Laß uns durch Seine Auferstehung das Ziel erreichen, das wir erstreben“. Manche Theologen beschreiben die Hoffnung als die Verbindung von Erwartung und Wunsch; der Wunsch ist hier aber nicht schwächer „Vater des Gedankens“, sondern von Glauben und Liebe erleuchtetes Streben nach etwas, das „zwar schwer zu erreichen, aber doch erreichbar ist“. „Mehr den Glauben derer, die auf Dich hoffen. Als Vorbild für die Kirche ging Noe aus der Arche, und zog Moses aus Ägypten. Laß uns diese Palmen tragend Christus mit guten Werken entgegengehen und durch ihn in die ewige Freude eingehen“. Wir schreiten voran von der Vergangenheit (Noe, Moses) durch die Gegenwart (Palmen tragend) in die Zukunft (ewige Freude) und gleichzeitig vom Glauben durch die Liebe (gute Werke) zur Hoffnung.

Die apostolischen Briefe sprechen von der wechselseitigen Durchdringung der drei theologischen Tugenden. Wir haben mehrere Stellen betrachtet, in denen die Liturgie Glaube und Hoffnung in Beziehung setzt. In dem Kirchengebet für den dreizehnten Sonntag nach Pfingsten, das um Wachstum in den drei Tugenden bittet, wird Liebe mit Hoffnung in Beziehung gesetzt; so auch in der Sekret des liturgischen Gebetes um Liebe, auf das man eine Darlegung der Hoffnung nach ihrer Form und ihrem Inhalt (*spes quae und spes qua*) aufbauen könnte.

Das Lateinische hat je zwei Worte für Lieben und Glauben, aber nur eins für Hoffen. Das Verhältnis zwischen irdischer und himmlischer Liebe beschäftigt heute, unter dem Einfluß von Zeitströmungen, auch katholische Denker lebhaft. Daß credere (glauben) nicht putare (meinen) ist, muß man der sprachlich verarmten modernen Welt immer wieder erklären. Die eigentümliche Wirklichkeit der Hoffnung (gegenüber der neutralen und somit vagen Erwartung) muß von Grund auf verstanden werden. Dieser Grund liegt in der eigentümlichen Weise, in der wir in Hoffnung Zeit haben, einer Weise, in der sich Natur und Übernatur zusammenfinden. Wir entdecken diesen Grund in vitaler Bedrohung sowohl als Einzelne wie als Gemeinschaft, in Gefahr und vor allem im Angesicht des Todes.

Darüber hinaus lehrt uns die Liturgie, daß christliche Hoffnung nicht theoretische Anschauung ist, sondern praktisches Hinwirken. Das Kirchengebet für den ersten Sonntag nach dem Feste der Ausgießung des Heiligen Geistes nennt Gott „Stärke derer, die auf Dich hoffen“. Die gleichen Worte finden wir im Kirchengebet für das Fest Gregors VII., welches fortfährt, daß Gott den Bekenner-Papst mit der Tugend der Beständigkeit ausgerüstet habe, um die Freiheit der Kirche zu verteidigen. Nur noch an zwei anderen Heiligenfesten spricht das Kirchengebet von der Hoffnung, nämlich an den Festen des hl. Augustinus und seiner Mutter: „Gott, Trost der Trauernden und Heil der Hoffenden“ — „Du hast uns das Vertrauen auf Deine zu erhoffende väterliche Güte gegeben“. Die hl. Monica legte nicht in müdem Kummer die Hände in den Schoß wie eine verzweifelte Mutter auf einem Käthe-Kollwitz-Bild. In beiden Gebeten bitten wir, unter Bezugnahme auf diese großen Heiligen der Hoffnung, um Gnade und Erbarmen. Bitten, Versprechen und Hoffen erscheinen hier als die Weisen, in denen der Mensch, sein bestes Wesen betätigend, Zukunft ergreift.

Hoffnung entwirft Zukunft, wie Dankbarkeit Vergangenheit. Hoffnung nimmt dementsprechend eine besondere Stellung in der Votivmesse zur Danksagung ein.

Die Worte der Postcommunio: „Du duldest nicht, daß der, der auf Dich hofft, allzusehr bedrückt werde“, gehören zu den tiefsten Botschaften, die die Liturgie an den modernen Menschen richtet. Hier ist das Wissen niedergelegt, daß es Lagen gibt, in denen der Mensch an die Grenze des Ertragbaren kommt. Heute fühlen wir uns wieder dem sechsten Jahrhundert verwandt, das in einem in dem sog. *Sacramentarium Leonianum* aufbewahrten Gebet aufschrie: „Laßt uns nicht verzweifeln!“ (Feltoes Ausgabe S. 63).

Es ist nicht die Aufgabe der Liturgie, eine systematische Lehre zu liefern, weder theologisch, noch gar philosophisch. Die fortgeschrittene Kenntnis des geschichtlichen Wachsens der Liturgie verträgt es kaum noch, die uns heute vorliegenden Texte auf einer Stufe nach ihrem Inhalt abzufragen. Angesichts dieser beiden Tatsachen ist es um so erstaunlicher, daß sich aus einer fast interpretationslosen Gruppierung der liturgischen Äußerungen eine Lehre von der Hoffnung ergibt, wie sie kaum je sonst zu finden ist, gründlich, umfassend und wirklichkeitsnah. In Verbindung mit der traditionellen moraltheologischen Lehre von der Hoffnung hat diese liturgische Lehre heute besondere Bedeutung.

»Erbauet einer den anderen« (1 Thess 5,11)

Zur Wiedereroberung eines christlichen Begriffes

Von Otto Semmelroth SJ, Frankfurt/Main

Die Frömmigkeit der letzten Jahrzehnte ist in ihrem Inhalt vor allem von der Ausrichtung auf die zentralen Glaubenswahrheiten bestimmt: den mystischen Leib Christi, die uns mit ihm verbindende Gnade, die heiligste Dreifaltigkeit, in der wir einen lebendigen Platz als Glieder des Leibes Christi haben. In ihrer Ausübung orientiert sie sich besonders an der Liturgie als der wesentlichen Lebensfunktion der Kirche. Und die Quelle, aus der sie schöpft, wurde ihr die Heilige Schrift, deren Geheimnis man wieder vom Geheimnis der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus her zu deuten gelernt hat.

Um so merkwürdiger muß es eigentlich erscheinen, daß dem religiösen Empfinden des heutigen Menschen das Bildwort von der „Erbauung“, das in der religiösen Literatur früherer Zeiten eine große Rolle spielte, so fremd geworden ist. Gerade in der Heiligen Schrift des Neuen Testaments, sowohl in den Evangelien wie noch mehr in den Apostelbriefen, vor allem des hl. Paulus, hat dieses Wort eine große Bedeutung.

Ein befremdendes Bild?

Man sollte erwarten, daß eine Religiosität, die wieder aus der Heiligen Schrift schöpfen gelernt hat, mit biblischen Sinnbildern mehr anfangen könnte. Statt dessen scheint das Wort vom Erbauen, angewandt auf das geistliche Leben, eine ähn-